

Zeitschrift: Adelbodmer Heimatbrief
Herausgeber: Stiftung Dorfarchiv Adelboden
Band: 64 (2003)

Artikel: Das zweite Gebot : oder: Sündig werden in der Gedichtsstunde
Autor: Bärtschi, Christian
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1062839>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.06.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das zweite Gebot – oder: Sündig werden in der Gedichtsstunde

Du sollst den Namen des HERRN, deines Gottes, nicht missbrauchen; denn der HERR wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen missbraucht.

2. Mose 20, 7

Unsere Tante lebte im Dorf. Dort betrieb sie eine Schuhhandlung und eine Schuhmacherei. Ab und zu, wenn wir im Dorf waren, hielten wir Kinder uns im Verkaufsladen unserer Tante auf. Was es da nicht alles zu bestaunen, zu riechen und zu betasten gab! Besonders zog uns ein Kasten an, bei dem man die Füße (ohne die Schuhe auszuziehen) in einen Schlitz stecken konnte. War der Kasten angeschaltet, so konnte man durch ein Guckloch oben auf die eigenen Füße schauen. Was man da sah, war eigenartig und über alle Massen erstaunlich. Es waren nicht etwa die Schuhe aber auch nicht die Füße zu sehen, sondern man erblickte durch Leder und Haut hindurch die einzelnen Fussknöchelchen. Grünblau schimmerten sie, und wenn man die Zehen bewegte, sah man, wie sich die einzelnen Knöchelchen hin und herschoben. War die Tante gut gelaunt, erlaubte sie uns, eine Weile an diesem Kasten zu spielen. Das war aufregend, und wir Kinder schubsten uns gegenseitig weg, um dieses Wunder gleichsam an den eigenen Füßen immer und immer wieder zu bestaunen.

Die Tante war eine strenge, fromme Frau. Und wer fromm war, hatte auch missionarische Anliegen. An der Wand des Geschäftsraums hing denn auch ein handgeschriebenes Plakat (die Tante, ursprünglich Lehrerin, hatte eine schöne Handschrift), auf welchem die Kunden aufgefordert wurden, den Namen des HERRN nicht zu missbrauchen. Es hiess da: Wir bitten unsere werte Kundschaft, Worte wie Herrgott, Jesugott, Herrjesses, Herrje usw. nicht in den Mund zu nehmen. Denn der HERR wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen missbraucht. Darunter die entsprechende Bibelstelle.

Nun wussten wir Kinder schon immer, dass man nicht fluchen sollte. Wir wurden streng erzogen und wussten, welche Worte den Menschen verunreinigen. Wir durften aber noch andere Worte nicht brauchen, Worte wie: Donnerwetter, Himmelerde usw. Sogar geläufige Worte wie Gottfriedstutz gehörten in diese Kategorie der verbotenen Ausdrücke. Warum dem so war, habe ich nie ganz begriffen, und bei der Tante im Laden waren es ja nur Worte, in denen Gott oder Jesus irgendwie vor-

kamen. Ich hatte schon damals das Bedürfnis, zwischen Fluchen und wüstem Reden zu unterscheiden. Aber bei uns gab es nur eine Kategorie, und das waren die Flüche. Und diese waren verboten; wer sich nicht daran hielt, wurde bestraft.

Als ich in die dritte Primarschulklasse kam, gab es ein neues Lesebuch, betitelt mit «Roti Rösli im Garte». Das Buch enthielt Geschichten und Gedichte, Sprüche und Rätsel – insgesamt Texte, die etwa dem Alter der Schülerinnen und Schüler entsprachen. Besonders eindrücklich waren die farbigen Illustrationen: Bilder des Kleinkünstlers und Märchenmalers Ernst Kreidolf (1863–1956). Noch heute, nach über 50 Jahren, stehen einzelne dieser Bilder lebhaftestens vor mir; sie haben in all diesen Jahren nichts an Frische und Geheimnis verloren.

Im Unterricht wurden die Geschichten gelesen, besprochen und vertieft. Einzelne Gedichte wurden auswendig gelernt und anschliessend vor der Klasse rezitiert. Auch von ihnen ist mir mancher Reim, manche Strophe unauslöschlich im Gedächtnis geblieben.

Eines Tages gab uns die Lehrerin die Aufgabe, zu Hause das Gedicht «Was haben denn wir Schneider auch gross für ein Gewicht» von Gustav Falke vorzubereiten. Es ist dies die Märchengeschichte eines eiligen Schneiders, der eine Brücke überqueren will, um ans andere Ufer des Flusses zu gelangen. Er hat aber nicht damit gerechnet, dass im Brückenhause ein Riese sitzt, der auch vom Schneider Brückenzoll erheben will. Das Schneiderlein weigert sich, den geforderten Zoll zu entrichten, denn:

**«...Was haben denn wir Schneider
auch gross für ein Gewicht...»**

Während nun die ungleichen Partner um den Preis feilschen, sieht der Schneider ein Lindenblatt den Fluss heruntertreiben. Mit einem riesigen Sprung («Ein Sprung – so sah ich all mein Tag / noch keinen Menschen springen. / Ein Heuschreck, wenn er Mut hat, mag / es auf die Hälfte bringen...») erreicht er das schwankende Blatt und reitet darauf nun sicher über den Fluss. Der Riese, der sich um eine sichere Einnahme betrogen fühlt und den potentiellen Kunden munter davon segeln sieht, gerät in grosse Wut. Mit aller Kraft schleudert er dem Schifflein einen mächtigen Stein nach, um es zu «zerschellen». Dieser verfehlt jedoch das Ziel; er fliegt ins Feld hinein, «weit über achtzig Ellen». Das flüchtige Schneiderlein registriert, dass es ihm an den Kragen hätte gehen können, aber – schon ist das sichere Ufer erreicht und der eilige Passagier ist in Sicherheit:

**«Das Lindenblättlein stösst zu Strand,
das Schifferlein bupft über
und winkt dem Riesen mit der Hand:
Adiö. Ich bin hinüber...»**

So weit, so gut. Aber im Gedicht hatte es eine Strophe, die mir heftig Kopfzerbrechen machte. Es ist die Passage, in welcher der Schneider dem bedrohlich nah an ihm vorbei fliegenden Stein nachschaut. Es heisst da:

**«Der Schneider denkt: Herrjemine!
Herrjemine!
Wenn der mich hätt' getroffen,
das tät noch lange weh.»**

Bei dieser Strophe begann mein Elend.

Abends in der Stube am Familientisch machten wir Kinder die Aufgaben. In der Stube brannte eine Petrollampe, in der Stube war es auch im Winter warm. Ich brümmelte mein Gedicht herunter, während die Mutter, strickend, mit halbem Ohr mithörte. Bei besagter Strophe angekommen, senkte ich die Stimme, um das Herrjemine möglichst zu verwischen. Aber schon war die Aufmerksamkeit der Mutter geweckt. Was ich da lese, wollte sie wissen. Etwas verunsichert reichte ich ihr das Lesebuch. Sie rückte die Brille zurecht und las... Dann, ohne ein Wort zu verlieren, öffnete sie die Tischschublade und entnahm der Farbschachtel einen schwarzen Stift. Mit fester, entschlossener Bewegung strich sie die beiden «Herrjemine» durch – die Worte verschwanden vollständig unter dicken schwarzen Balken. So, sagte sie anschliessend, sogar in den Schulbüchern lernen die Kinder das Fluchen. Ich will nicht, dass eines von euch dieses Wort in den Mund nimmt, auch in der Schule nicht. Ihr wisst, was es in der Bibel über das Fluchen, über den Missbrauch des Namens Gottes heisst. Dann reichte sie mir das Lesebuch zurück.

Dass wir zu den «Frommen» gehörten, zu den «Stündelern», wussten alle, auch die Lehrerschaft und die Mitschülerinnen und Mitschüler. Wir waren übrigens nicht die einzigen in der Gemeinde. Zahlreiche religiöse Gemeinschaften hatten sich in unserem Bergtal niedergelassen. Und doch: Wir waren immer wieder Spöttereien ausgesetzt, die oft mit handgreiflichen Auseinandersetzungen endeten. Wir galten offenbar als besonders fromm... Weshalb wohl? Weil wir, im Gegensatz zu vielen anderen, gerne zur Schule gingen?

Am nächsten Tag stand in der Schule Deutsch auf dem Stundenplan. Das verflixte (!) Gedicht kam an die Reihe. Jedes Kind, der Reihe nach, musste eine Strophe laut vorlesen. So war es üblich. Ich sass wie auf Nadeln. Wenn es jetzt mich träfe, wenn gerade ich diese Verse vorlesen müsste... Wie würde ich reagieren? Irgend jemand machte den Anfang. Ich überblickte die Reihen, zählte unauffällig ab. Wenn nur dieser Kelch an mir vorbeiginge!

Es kam, wie es kommen musste. Es traf mich, ausgerechnet mich. Mir fiel diese Passage zu. Ich lief rot an, was sollte ich tun? Die Fluchworte aussprechen und höllische Strafen in Kauf nehmen – oder mich dem Gespött der Mitschüler ausliefern? Und die Lehrerin? Würde sie verstehen, meine Not begreifen? So las ich denn:

«Der Schneider denkt ... (dann schwarze Balken)

...

**Wenn der mich hätt' getroffen,
das tät noch lange web...»**

Kichern, dann offenes Gelächter der Mitschüler. Die Lehrerin fragte: Weshalb überspringst du Wörter? Ich: Die sind bei mir schwarz durchgestrichen... Die Mutter hat gesagt... Ich weiss nicht, wie die Deutschstunde schliesslich endete. Jedenfalls kam ich mir elend vor. Und für den Spott hatte ich auch nicht zu sorgen. Ich weiss nur noch, dass ich mich fragte, ob der liebe Gott mich wirklich wegen zwei verfänglichen Worten solchen Gewissensqualen aussetzen wollte...

Christian Bärtschi, Bern



Sonntagsschule Ausserschwand, 1955